

„Wir schaffen es nicht mehr“

Nachwuchssorgen zwingen den Augustinerorden in Weiden, das Kloster, das Schulseminar und die Kirche aufzugeben

Von Max Hägler

Weiden – Eine letzte Frage wird Pater Alfons seinen Gläubigen mit auf den Weg geben, am Sonntagmittag in der Augustinerkirche in Weiden: „War das alles umsonst?“ All das Beten, Bitten und Hoffen. Er wird antworten, dass eben nicht alle Bitten erfüllt werden, aber dass Gott den Seinen gibt, was sie brauchen: den Heiligen Geist. Und dann wird dieser freundliche Mann, der gern ein Karohemd unter seinem schwarzen Habit trägt – sofern er den überhaupt übergeworfen hat –, das Dekret hervorholen, diesen schlichten, standardweißen Zettel in DIN-A4, ausgestellt vom Generalvikar aus Regensburg. Und vorlesen, dass dieser Raum nun dem liturgischen Gebrauch entzogen ist.

Pater Alfons hat das Ende bereits genau geplant, mit derselben Sorgfalt wie vor jeder Messe – und vielleicht sogar noch ein bisschen genauer. Denn er weiß: „Nach diesen Worten wird es vorbei sein.“ Dann wird dieser Raum keine Kirche mehr sein, weil es keine Menschen mehr gibt, die dem Gebäude Leben einhauchen könnten. Was in Bistümern in Norddeutschland schon mit Routine betrieben wird, erreicht nun auch Bayern, das Kernland des Katholizismus in Deutschland: Kirchen müssen schließen, endgültig, weil das Personal ausgeht. Die

Weidener Kirche ist eine der ersten, die ganz geschlossen wird. Bisher reichte oft eine Verkleinerung und Umnutzung eines Teils der Kirche.

Pater Alfons stützt seine Hände auf einer Holzbank. Noch ist Leben im Haus. Vorne, in den ersten beiden Reihen rutschen unruhig zwei Dutzend Jugendliche hin und her. Durch die schwere Eingangstür kommen zwei Frauen herein, 40 oder 50 Jahre alt. „Grüß Gott“, sagt eine von ihnen leise. „Es ist schade, jetzt wissen wir gar nicht, wohin mit uns.“ Der Pfarrer nickt. Mit Oberpfälzer Art, so direkt, dass es fast schroff wirkt, setzt die Frau nach: „Wann kommen Sie weg?“

Bald nach diesem Sonntag. Wenn wirklich alles abgewickelt ist. Wenn der Augustiner-Orden, zu dem er gehört, auch das letzte Kruzifix in einen Umzugskarton gepackt hat und Weiden verlassen wird. Vor mehr als 80 Jahren waren die Augustiner hierher in den Norden der Oberpfalz gerufen worden von der Stadt. Sie sollten damals ein Studienseminar einrichten für die vielen Gymnasiasten von auswärts, die damals nach Schulschluss das taten, was auch heute beklagt wird: Die Kinder hingen ohne Betreuung auf den Straßen herum. Die Augustiner willigten alsbald ein, die Stadt zu unterstützen und vor allem die Familien aus dem schlecht angebundenen Umland. Ein Seminarhaus bauten sie, wo sie sich bald um 300 Kinder und Jugendliche kümmerten, und nebenan natürlich um die Kirche.

Jetzt, im Jahr 2010, ist alles vorbei. Die Augustiner haben keinen Nachwuchs mehr. „An dem Beispiel hier lässt sich ablesen, dass die Kirche genau wie unser Orden insgesamt in massiven Umbrüchen ist, dass die Dienstleistungsfunktion nicht mehr aufrechterhalten werden kann wie früher“, sagt Pater Alfons. „Die alte Volkskirche gibt es immer weniger.“ 177 Augustiner-Mönche gab es in



Ende einer Ära: Prior Pater Alfons bedauert die Schließung des Studienseminars und der Augustinerkirche in Weiden. Foto: altrofoto.de

Deutschland, als der Pater vor 30 Jahren in den Orden eingetreten ist. Jetzt sind es noch 75. Ein Trend wie in den meisten christlichen Glaubensgemeinschaften. Fünf Augustiner leben noch in Weiden, bis auf einen sind alle im Pensionsalter. Seit den 1970er-Jahren haben sie sich langsam zurückgezogen, nur noch verwaltet oder Latein-Nachhilfe gegeben.

2003, als Pater Alfons ins Haus kam, dachten sie, dass sie doch Kraft haben für die Wende. Sie verstärkten die Jugendarbeit sogar noch. Aber es war vergeblich. 2008 zog sich der letzte Präfekt aus der hauptamtlichen Betreuung zu-

rück. Nun können sie den Auftrag, wegen dem sie einst gerufen wurden, gar nicht mehr erfüllen. Und so hat der Orden im vergangenen Jahr beschlossen, das „Semi“ zu schließen, wie Generationen von Schülern dieses Haus nannten.

Wenn man eintritt, an der freundlichen Pförtnerin vorbei, steht man in einer lichtdurchfluteten Halle, in der Mitte ein riesiges Fußballfeld, eingerahmt von Ballfangnetzen. Vom Refektorium im ersten Stock, dem Ruheraum der Patres, hat man den Eingang im Blick und die Seminarzimmer, die sich um das Fußballfeld reihen, und auf die tobenden Kinder. „Es

ist ein idealer Platz, um sie betreuen“, sagt der 50 Jahre alte Pater und schmunzelt. Um sogleich nachzuschieben: „Es war. Wir schaffen es nicht mehr.“

Die wenigen verbliebenen Patres gehen, also müssen auch die Kinder gehen. Die Stadt und der Orden haben gekämpft, sie haben versucht, einen neuen Träger zu finden für das Haus. Aber die Arbeit, die der Bettelorden leistete, ist für andere finanziell nicht tragbar. Gut 400 Euro verlangen die Mönche für ein Kind im Monat. Institutionen, die eine Übernahme des „Semis“ geprüft haben, würden 1000 Euro verlangen. Und so räumen jetzt auch einige Kinder im ersten Stock Bilder in Kisten ein, sie helfen mit beim Auszug ihrer Patres. „Das ist traurig“, sagt Jan, ein Neuntklässler aus der Realschule. Die Umstehenden – Hauptschüler, Realschüler und Gymnasiasten – nicken. Freunde habe man hier gehabt, beinahe Brüder. Und wenn sie jemanden zum Reden brauchten, waren die Patres da. Sie hatten ein Fürbittenbuch ausgelegt für ihre Schützlinge, völlig unzen-

siert. Ein paar Mal steht zu lesen, mit schneller Handschrift hingeschmiert: „Fuck Semi.“ Aber vor allem, ganz oft: „Hey Semi! Finde voll Scheiß, dass du schließt.“ Oder: „I love Semi 4-ever.“

Das Schulseminar war auch mit Vorwürfen konfrontiert, von sexuellen Übergriffen ist nichts bekannt, aber Schläge gab es. Offen spricht Pater Alfons es an, hat es in der Festschrift notiert. Licht und Schatten eben, ein Internat eben. Und ein Dienstleistungsbetrieb. „Wenn wir nicht mehr da sind, können wir die Kirche nicht mehr betreiben.“ So spricht Bruder Alfons ganz pragmatisch, bürokratisch. Sein Herz hängt tatsächlich nicht unbedingt an den Gebäuden, der fast protestantisch schlichten Kirche. Wenn man länger zuhört, mit ihm die Schüler beobachtet, die paar Stufen zur Kirche geht, ändert sich der Ton, der vielleicht auch Selbstschutz war. Weh tut ihm, dass eine „geistliche Heimat“ aufgehört zu existieren. Schüler und Gläubige – auch er selbst und seine Mitbrüder – hätten hier einen spirituellen Ort geschaffen, an dem man Gott nahe war. „Jetzt müssen sich alle neu orientieren, und wir können da nicht helfen“, sagt Alfons. „Das schmerzt, es ist schwer loszulassen.“ Es war eine moderne Kirche, mit Lesungen weltlicher Autoren, mit Gedichten von Erich Fried, ein Ort, an dem Menschen ernst genommen wurden, Halt fanden. „Ohne das übliche Beichtprozedere: Wer hat wann mit wem.“

Pater Alfons strafft sich, blickt nach vorne zum Altar. „Aber Emotionen lösen nicht die Probleme.“ Immerhin hat das Krankenhaus nebenan die Gebäude gekauft, „auch eine soziale Institution“. Bedarf, Messen zu feiern, haben die aber wohl nicht mehr. Und so hat er sich darum gekümmert, dass die liturgischen Gegenstände angemessen weiterverwendet werden, so wie es im Dekret geschrieben steht. Das Kreuz kommt nach Vohenstrauß in eine Aussegnungshalle. Der Altar und der Ambo aus Stein werden an eine Steinmetzin übergeben. Nur wer den Tabernakel brauchen könnte, das weiß Pater Alfons noch nicht. Und was sonst noch bleibt, das weiß er auch nicht. „Das wird erst die Geschichte zeigen.“